

# ZENTRUM SENIORENSTUDIUM LMU

## *Vortragszyklus (Ringvorlesung)*

**Autor:** Prof. Dr. Michael Wolffsohn, Professor für Geschichte an der Universität der Bundeswehr München

**Titel:** „Christliches Judentum – jüdisches Christentum. Denkanstöße eines theologisierenden Historikers“

# **Christliches Judentum – jüdisches Christentum**

## **Denkanstöße eines theologisierenden Historikers**

*von Prof. Dr. Wolffsohn*

„Unsere älteren Brüder“. So nannte Papst Benedict XVI in seiner Amtseinführung am 24. April 2005 die Juden. Politisch korrekter ließ er Kardinal Meisner am 5. Juli 2005 von den „älteren Brüdern und Schwestern“ sprechen. Ähnlich das an Juden gerichtete „Genesis“-Zitat von Papst Johannes XXIII: „Ich bin euer Bruder Josef.“ Vergaß dieser gütige, wunderbare Reformpapst, dass außer Benjamin Josefs Brüder, sagen wir diplomatisch, moralisch nicht unbedingt vorzeigbar oder vorbildlich waren? Wer weiß es? Jedenfalls ist das Wortbild des gegenwärtigen Papstes den Juden gegenüber noch wohlwollender. Es gibt also Fortschritte in der katholisch-jüdischen und, Legion sind die Beispiele, auch in der protestantisch-jüdischen Verständigung.

Inflationär sind andere Familien-Sprachbilder, mit denen Wissenschaftler ebenso wie die christlich-jüdische vox populi (Volkes Stimme) die Beziehung beider Religionen beschreiben: Oft, besonders im alljährlichen Deutschland-Ritual der „Woche der Brüderlichkeit“, wird das Judentum als Mutterreligion des Christentums bezeichnet, als demnach generationell und nicht geschwisterlich ältere Religion. Das ist politisch besonders korrekt. Inhaltlich falsch, meint zum Beispiel der Pädagoge Micha Brumlik, der, wie ich als Historiker, ebenfalls in theologischen Gefilden wildert. Brumlik: Das Christentum habe das rabbinische Judentum in seiner heutigen Form provoziert und sei deshalb ein älteres Geschwister des Judentums. Noch weiter gingen Reformrabbiner Michael Hilton aus Großbritannien und der amerikanische Judaist Jacob Neusner („Judaism in the Matrix of Christianity“, 1991): Das Judentum sei eine „Tochterreligion“ des Christentums. (Die Thesen und Positionen fasst zusammen und interpretiert Matthias Morgenstern, „Mutter, Schwester? Tochter?“, in FAZ, 22. 9. 2004, S. 8.) Als „jüdische Religion“ betrachtete der Jerusalemer Neutestamentler David Flusser das Christentum und der große Leo Baeck das Evangelium (offenbar alle Evangelien) als „Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte“. So der Titel von Band 4 seiner Werke. „... jenes alte Evangelium, das noch nicht zum Kirchlichen und zum Gegensatz gegen das Judentum überarbeitet war, gehört noch ganz in das Judentum hinein und zum Alten Testament hin, so wie es in der Sprache des jüdischen Landes geschrieben war und in das jüdische Schrifttum hinein gehört. Jesus und sein Evangelium können nur aus dem jüdischen Denken und Fühlen heraus, vielleicht ganz darum nur von einem Juden verstanden werden, ähnlich wie seine Worte in ihrem ganzen Inhalt und Klang gehört werden, nur wenn man sie in die Sprache, in der er

sprach, zurückführt. Die Grenze, die das Judentum scheidet, beginnt bei der paulinischen Predigt, dort, wo das Geheimnis nur ohne das Gebot, der Glaube nur ohne das Gesetz sein will.“

Das Fazit der Gelehrsamkeiten? ... und sind so klug als wie zuvor.

Versuchen wir es historisch und inhaltlich, indem wir den Mut aufbringen, uns unseres eigenen Verstandes zu bedienen (Kant), ohne mit Sprachbildern welcher Art auch immer zu jonglieren. Tatsachen lassen wir sprechen.

Trotz aller christlich-jüdischen Gemeinsamkeiten ist der Haupt-Gegensatz offenkundig. Für Juden ist Jesus kein Christus, kein Messias. Der Verzicht der Heidenchristen unter Anleitung des Judenchristen und Heidenapostels Paulus auf die jüdischen Speisegesetze kann ebenso wie die Taufe als undramatisches Gegenstück zum Judentum, besser jedoch als metaphysisches Äquivalent verstanden werden, als Versuch, sich am Geist der (jüdischen) Gesetze mehr als am Buchstaben zu orientieren. Die Taufe als ritueller, weniger drastisch körperlicher, weicher Ersatz der Beschneidung (dem jüdischen Zeichen des Bundes mit Gott). Die jüdischen Speisegesetze waren nicht nur inhaltlich und religiös zu verstehen, sondern, wie Archäologen überzeugend nachweisen konnten, vornehmlich als Zeichen der Abgrenzung anderen Völkern gegenüber.

Auf jener „Weichheit“ bzw. Sanftmut pochte – anders als das Judentum – das frühe Christentum ebenso wie an der Überwindung der Abgrenzung zwischen dem Volk der Gläubigen (Juden) und den (an Jesus als Christus) glaubenden Christen aller Völker, Nationen, Herkunftsgruppen. Taufe statt Beschneidung und Verzicht auf die partikularistischen Speisegesetze der Juden als universalistisches Signal des Christentums.

Auf altjüdischem Boden wuchs dieser vermeintlich neue Universalismus der Frühchristen. Konsequenter durchgehalten haben „die“ Christen ihren Universalismus nicht. Man denke an die diversen nicht zuletzt an die partikularistisch ausgerichteten National- und Regionalkirchen späterer Zeiten. „Die“ Juden bekamen in ihrer Geschichte seit ihrer Vertreibung im Jahre 70 nach Christus eher selten als oft Gelegenheit, sich universalistisch zu öffnen, doch in der Phase ihrer politischen Territorialität, Staatlichkeit, Quasi-Staatlichkeit und Autonomie, in den Perioden des Ersten Tempels (ca. 950 v. Chr. bis 586 v. Chr.) und des Zweiten (515 v. Chr. bis 70 n. Chr.) rangen jüdische Universalisten und Partikularisten ständig gegeneinander: Moses hatte Zippora geheiratet, eine Midjaniterin, also eine Nicht-Jüdin, zum Missfallen der Kinder Israels, wie wir lesen. „Da redeten Mirjam, du Aharon, wider Mosche wegen des kuschitischen Weibes, das er genommen; denn ein kuschitisches (also „schwarzes“ bzw. aus Kusch = Äthiopien stammendes; MW) Weib hatte er genommen“ (Numeri, 12/1). „Gottes Strafe“ folgte umgehend: „da war Mirjam aussätzig, wie Schnee“ Numeri, (12/10). Ein Sieg der universalistischen Tradition in der Vorzeit und, bezogen auf die Niederschrift, Frühzeit jüdischer Staatlichkeit. Partikularisten obsiegten zu Esras, des

Schriftgelehrten, Zeiten (um 500 v. Chr.) in der Frühphase des Zweiten Tempels, als die nichtjüdischen Ehepartner vertrieben wurden: „Wir wollen jetzt mit unserem Gott einen Bund schließen und uns verpflichten, dass wir alle fremden Frauen samt ihren Kindern wegschicken“ (Esra, 10,3). Und: „Trennt euch von der Bevölkerung des Landes, insbesondere von den fremden Frauen“ (Esra, 10,11). Dass die Großmutter König Davids, Ruth, auch keine Jüdin war, sondern, Moabiterin und nur zu den Juden (mit ihrer Schwiegermutter Noomi) ging („Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott“, Ruth I, 16) wollte Esra rund sechshundert Jahre später geflissentlich übersehen. War das „Buch Ruth“ die erzählerische Darstellung der jüdischen Minderheitsmeinung? Ja, wenn diejenigen Forscher Recht haben, die meinen, das „Buch Ruth“ sei „etwa in der Zeit Esras“ geschrieben worden. (Vgl. die Einführung zum Buch Ruth in der Einheitsübersetzung Augsburg, Pattloch 1994; S.1265.) Eine doppelte Provokation: einerseits gegen die extrem partikularistische Esra-Fraktion, andererseits gegen eine Tradition, die Moabiter geradezu als ethische Aussätzige darstellte: Der Stammvater der Moabiter, Moab, sei (Genesis 19, 30-38, besonders 37) Frucht der inzestuösen Verbindung des alkoholisierten Loth mit seiner älteren Tochter.

War das Wettern der Propheten in der Hebräischen Bibel („Altes Testament“) gegen die Übernahme der Vielgötterei nicht zuletzt auch der oft misslungene Versuch, sich den „anderen Völkern“ („Gojim“) universalistisch zu öffnen? Abwertend prangerten die „Gottesbegeisteten“ („Propheten“) den Götzendienst ihrer Mitjuden an, deren Lebenswandel man auch – warum eigentlich nicht? – als Überwindung eines sowohl ethnischen als auch ethischen jüdischen Partikularismus bezeichnen könnte.

Manche kontern: Die Botschaft der „Gottesbegeisteten“, der Propheten, sei universalistisch. Richtig, doch sie richtete sich zunächst und ausschließlich an die Juden. Erst in der Endzeit, nach Eintreffen des Messias, würde es überall „einen Gott mit einem Namen“, also universalistische Menschen und somit eine universalistische Menschheit geben. Ausgangspunkt auch dieser universalistischen Botschaft sei aber Zion. „Kimizion tetze Thora udwar adonai miruschalajim“ = „Denn aus Zion kommt die Botschaft und Gottes Wort aus Jerusalem“ (Jesaja).

In der Jetztzeit der Propheten galt deren universalistische Botschaft allein der jüdisch-ethnisch partikularen Mitwelt, die sich immer wieder von genau diesem Partikularismus abzuwenden versuchte. Man lese die Hebräische Bibel mit dieser Brille und erkenne das Ringen zwischen jüdischem Partikularismus und Universalismus als Leitmotiv altjüdischer Geschichte im Heiligen Land. Selbst König Salomon, nicht Götter- sondern Gottes-„Liebling“, beging, seinen vielen nichtjüdischen Frauen und Konkubinen zuliebe, teiluniversalistische Sünden. Die gottgewollte, partikularistische Strafe (Gottes) folgte Salomons Tode: die Teilung des Königreichs. Nun wurde der jüdische Partikularismus noch partikulärer als vorher: einmal im Königreich Israel (von den Assyrern 721 v. Chr. zerstört) und im Königreich Judaä.

Das Buch der „Makkabäer“ fokussiert den innerjüdischen Kampf zwischen Partikularisten (Makkabäern und ihren Anhängern) einerseits und Universalisten („jüdische Hellenisten“) andererseits. Genug der Beispiele. Man könnte sie schier endlos fortsetzen.

Die frühchristliche Gemeinde entschied rasch, wenngleich nicht unumstritten, zu Gunsten des universalistischen Ansatzes: „Nationale“ Judenchristen plus Heidenmission, um möglichst viele Heidenchristen zu gewinnen und ein neues, allein durch den christlichen Glauben verbundenes, universalistisches, nicht mehr partikularistisches Gottesvolk zu schaffen; ein sozusagen multinationales Gottesvolk. Das war neu, der Gedanke alt, altjüdisch, doch altjüdisch minoritär.

Anders die „neujüdische“ Wirklichkeit nach der Zerstörung des Zweiten Tempels. Oft wird übersehen, dass und wie universalistisch das Judentum – durch Mission, Migration oder nur Kommunikation? – wurde. Von großen und starken, ja, zeitweise mächtigen jüdischen Gemeinschaften weiß man entlang der Weihrauchstraße bereits im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Im heutigen Jemen, damals „Saba“, herrschte um 500 n. Chr. eine jüdische Dynastie. Die Juden des alten Äthiopien, die „Falaschas“, praktizierten ein rein biblisches, alttestamentliches, Talmud-loses Judentum. Das bedeutet: diese ursprünglich wahrlich nicht, der Ausdruck sei ausnahmsweise erlaubt, „volksjüdische“ Gemeinschaft übte ihr Judentum bereits deutlich vor 200 n. Chr. aus, also vor der Kodifizierung der „Mischna“, des ersten Talmud-Teils. Um 935 herrschte in Axum, Nord-Äthiopien die sagenumwobene jüdische Königin Judith, und die westtürkischen Chasaren im Kaukasus waren knapp zweihundert Jahre (Anfang des neunten bis Ende des zehnten Jahrhunderts) durch Konversion der Oberschicht ebenfalls jüdisch. Weder in der christlichen noch muslimischen Welt konnte sich jüdischer Universalismus entfalten. Der partikularistische Rückfall des neuen Judentums war demnach alles andere als religiös oder „völkisch“, sondern politisch bedingt. Seit das Christentum im Imperium Romanum und der Islam in der restlichen antiken Welt Staatsreligion wurden, gab es für jüdische Missionen oder Konversionen keine Möglichkeit – sofern sie von Juden gewollt gewesen wäre.

Das moderne Judentum und das Christentum haben dieselbe Mutter: das alte Judentum, also das bis zur Zerstörung des Zweiten Tempels ausgeübte und ausformulierte Judentum. Dieses Judentum war das Judentum Jesus', denn schon rund drei Jahrzehnte nach Jesus' Kreuzigung wurde der Zweite Tempel von den Römern zerstört.

Bis zu diesem Zeitpunkt war das jüdische Jahr, basierend auf heidnisch-agrarischen Sitten und Gebräuchen, längst kodifiziert. Vom Christentum wurde es im Kirchenjahr inhaltlich variiert, doch nicht liquidiert: Statt Pessach im Frühjahr (Aussaat) Ostern; statt Wochenfestes („Schawuot“) Pfingsten (das Fest der ersten Früchte); das einst landwirtschaftlich-heidnische Erntefest wurde zum jüdischen Neujahr samt Versöhnungstag und Laubhüttenfest und fand im Christentum kein vergleichbar

herausragendes Gegenstück, während das jüdische Lichterfest Chanukka mit Weihnachten eine christlich umgeformte Entsprechung fand.

Nach Jesus Kreuzigung formierten sich bekanntlich seine Jünger neu und formten allmählich die Kirche. Anfänglich unklar und umstritten war dabei die Frage, ob man sich als jüdische oder als ganz und gar neue religiöse Gruppierung zu verstehen habe. Unstrittig war die jüdische Herkunft der frühchristlichen Gemeinschaft. Jesus hatte als Jude und im Judentum gewirkt. Für seine Jünger war daher das Christentum zunächst traditionelles Judentum plus Messias bzw. Christus und als Christus bzw. als Erlöser Jesus.

Ohne das altjüdische Fundament kein Christentum. Im Ersten, an Judenchristen gerichteten, Brief des Johannes (2, 7) erfahren wir es unmissverständlich: „Was ich von euch verlange, ist nichts Neues. Es ist das alte Gebot, das ihr von Beginn an kennt, die Botschaft, die ihr gehört habt.“ Oder Lukas: 16,17: „Doch das Gesetz bleibt bestehen: Eher vergehen Himmel und Erde, als dass auch nur ein Häkchen am Gesetz ungültig werde.“ Im Kern identisch und etwas anders formuliert bei Matthäus 5/18: „Amen, ich sage euch: Solange diese Welt besteht, wird kein Punkt und kein Komma vom Gesetz abgeschafft.“ Nicht Anderes also als das (positiv) bekennende Pharisäertum Paulus’.

Nach der Zerstörung des Zweiten Tempels, also letztlich gleichzeitig, entstand ein ganz und gar neues Judentum, das talmudische Judentum, das Judentum der Schriftgelehrten, der Rabbiner. Sie waren nicht vom Himmel gefallen, es gab sie schon vorher, nämlich seit dem Babylonischen Exil (ab 586 v.u.Z.), aber tonangebend waren sie in der rund fünfhundertjährigen, altjüdischen Epoche des Zweiten Tempels nicht. Die „Tempelklasse“, Priester und Leviten, bestimmten den altjüdischen Kurs. Gegen sie hatten die rabbinischen Schriftgelehrten und Jesus gemeinsam gewettert und gewirkt. Auch diese Gemeinsamkeit von Schriftgelehrten bzw. Pharisäern und Jesus darf man, der Schrift-Tradition trotzend und die Fakten betrachtend, nicht übersehen.

Das alte weitgehend auf der Bibel bzw. der „Hebräischen Bibel“ basierende Tempel-Judentum ist unsere gemeinsame, jüdisch-christliche Mutter. Sowohl Christentum als auch Neu-Judentum bzw. talmudisches Judentum sind Kinder dieser altjüdischen Mutter. Sie selbst, Christentum und Neu-Judentum bzw. das heutige Judentum, sind, weil fast gleichzeitig entstanden, Geschwister. Geschwätz ist die These vom Judentum als „Mutterreligion des Christentums“.

Das heutige Judentum ist weitgehend vom talmudischen Judentum, das Christentum natürlich vor allem durch „Jesus als Christus“ geprägt. Das wiederum bedeutet: Interkonfessionell müssen Judentum und Christentum *innergenerationell* und nicht *intergenerationell* betrachtet werden. Das heutige Judentum und Christentum sind also Geschwisterreligionen.

Die geschwisterliche Geschichte zwischen Juden und Christen verlief, wir wissen es alle, selten geschwisterlich, wenn man unter „geschwisterlich“ oder „brüderlich“, wie unreflektiert üblich, „Eintracht“ versteht. Biblische „Brüderlichkeit“, wir kennen sie

zum Beispiel auch aus der Geschichte von Kain und Abel, bedeutet freilich keineswegs immer „Eintracht“, sondern auch Zwietracht, ja Mord und Totschlag. So gesehen, ist das historische Verhältnis zwischen den Geschwistern Judentum und Christentum durchaus biblisch, die Geschichte von Kain und Abel gerade ein Gleichnis des späteren christlich-jüdischen Verhältnisses.

Welcher der beiden Geschwister ist älter? Wie aus der Pistole schießend, antworten die meisten: „Das Judentum!“ Nein, entgegne ich: Das Christentum, denn es formierte sich bereits nach Kreuzestod Jesus', also um 35 nach Christus. Das neue, talmudische Judentum formierte sich ab 70 nach Christus, nach der Zerstörung des Zweiten Tempels. Seitdem ersetzen Synagogen dauerhaft den Tempel, Rabbiner die einst konkurrierenden Hohepriester und Priester. Kein Zweifel, ein ganz und gar neues Judentum, dem vorherigen entwachsen und es zugleich überwindend. Im Wettbewerb mit dem Christentum unterlag das neue Judentum spätestens im vierten nachchristlichen Jahrhundert, als das Christentum Staatsreligion des Imperium Romanum wurde.

Damit genug der Theologie eines Nicht-Theologen, eines Historikers. Schauen wir auf die christlich-jüdische Empirie der abendländischen Geschichte, auf die wir uns besinnen wollen.

Meine These: Europa ist jüdisch – wo und so es christlich ist. Oder so formuliert: Was christlich an Europa ist, ist im Kern zugleich jüdisch.

Was wie jüdischer Religions- oder Kulturimperialismus klingt, ist in Wahrheit bescheiden, realistisch und nicht zuletzt **religionshistorisch und -politisch** scheinbar (also nicht wirklich) revolutionär.

Wer das Neue Testament und andere frühchristliche Schriften liest (empfohlen sei Klaus Bergers Edition: Frankfurt am Main und Leipzig, Insel Verlag 1999) und hier vor allem die Paulusbriefe aufmerksam prüft, kommt zu dem Schluss: Das Christentum, gerade das angeblich so antijüdische paulinische Christentum, wollte und sollte ursprünglich nur eine Art Reformjudentum werden. Schon die Form der Briefe – als Antwort des Rabbis auf überbrachte Fragen und Sorgen – steht unverkennbar in der jüdischen Responsa-, also Antwort-Literatur. Auch der Inhalt. Mehr als man denkt. Paulus selbst betont es immer wieder. Ein Beispiel von vielen, der Brief an die Philipper, Kapitel 3/5: „Wenn es um die jüdischen Kriterien geht, so wird mich kaum jemand darin überbieten können: Acht Tage nach meiner Geburt wurde ich beschnitten, ich stamme aus dem Volk Israel...bin Hebräer aus hebräischer Familie, (und) was die Einhaltung der Gesetze betrifft, bin ich Pharisäer.“ Alarmglocken schrillen: Paulus als Pharisäer? Natürlich. Unschwer ist das seinen Briefen zu entnehmen, und er sagt es hier ja selbst. „Wir Juden“, sagt Paulus, etwa im Brief an die Römer, Kapitel 3/9. „Mein Volk“, nennt er sie in Römer 10/1. Und so weiter und so weiter. Eigentlich wollte Paulus, wie Jesus, zurück zum „Geist der (jüdischen) Gesetze“, ohne sie auszuhebeln. Warum nur auf Paulus schauen? Jesus, „Rabbi Jehoschua“, als solcher mehrfach in den Evangelien ausdrücklich bezeichnet, für die Christen der „Christus“, der Heiland, der

Messias, wollte das Judentum verändern, vor allem das Tempel-Judentum der Hohepriester und Priester, auch, doch nicht so sehr sein eigenes, rabbinisches Judentum der Synagoga, deren Stab in mittelalterlichen Darstellungen gebrochen und der Ecclesia triumphans gegenübergestellt wurde. Eine völlige Verkennung und Verdrehung des frühchristlichen Geistes, der den „Alten Bund“ nicht verneinte, sondern durch den Neuen vollenden wollte oder (aus jüdischer Sicht formuliert) zu vollenden vorgab. Wer das Gemeinsame im Anderen, des anders wurde und nicht immer war, kennt, erkennt, das wahrhaft Verbindende und letztlich Versöhnende auch in den Gegensätzen.

Der Gegensatz schlechthin war und blieb zwischen Juden und Christen natürlich Jesus als Christus. Der Zentralität des „Heilands“, dem aus neujüdischer Sicht „Personenkult“, setze das talmudische Judentum einen noch reineren Monotheismus ohne jede Vermittlung durch einen noch so herausragenden Menschen oder gar „Gottessohn“ entgegen.

Inhaltlich führte das Neujudentum ohne Priestertum und Tempel „zurück zu den Wurzeln“ des Pentateuch, und zugleich wurden diese Wurzeln an bezeichnender Stelle, gekappt: antithetisch zum Christentum.

Besonders an den Pessachgebräuchen des neuen Judentums kann man diese These veranschaulichen. Die Ursprünge des Pessachfestes findet man im Buch „Exodus“. Des Auszugs der Kinder Israels aus der Sklaverei in Ägypten wird gedacht. Moses – er gilt auch als größter jüdischer Prophet – führte bekanntlich die Juden in die Freiheit und ins „Gelobte Land“, das er nicht betreten durfte.

Im Pentateuch („Thora“) ist ständig von Moses die Rede, und er selbst redet dort oft. Doch in der Pessachgeschichte („Haggadah“), die alljährlich am ersten Abend („Seder“) bei diesem jüdischen Familien- und Nationalfest im Mittelpunkt steht und aus der vorgelesen wird, findet man keine einzige Erwähnung von Moses. Das überrascht, es überrascht völlig. Es überrascht nur, wenn man außer Acht lässt, dass die Haggadah in jüdisch-christlichen Zeiten schrittweise geformt wurde.

Alles in der Haggadah muss als Antithese zu Christentum und Christlichem gelesen und verstanden werden – obwohl (und das ist die Eleganz der haggadischen Polemik) Christus, Christentum und Christliches mit keiner Silbe erwähnt werden. So wenig wie Moses – damit kein Jude auf den Gedanken komme, Gott habe für diese Rettung einen Menschen als (Ver-)Mittler gebraucht. Regelrecht eingehämmert wird den Lesern und Zuhörern, dass Gott allein die Kinder Israels aus Ägypten geführt habe, „mit starker Hand und ausgestrecktem Arm“. Von Moses – man kann es nicht oft genug betonen – kein Wort.

Und ohne ein Wort der Polemik das eindeutige haggadisch-jüdische Kontrastprogramm zu Christlichem. Das Letzte Abendmahl Jesu war das Pessachmahl bzw. der Sederabend, der Beginn des Pessachfestes, das „Fest der Ungesäuerten Brotes“ (Matthäus 26, 17-29; Markus 14, 12-25; Lukas 22, 7-23; Johannes 13, 1-4). Das in den Evangelien erwähnte „Brot“ kann demnach nur eine oblatenartige „Matze“



(ungesäuertes Brot, das allein Juden an diesem Fest essen dürfen) gewesen sein. Jesus, dann das Christentum, gibt der Matze einen völlig neuen Inhalt: „Dies ist mein Leib“, sagte Jesus. Daher wurde die matzenähnliche Oblate für Christen „Leib des Herren“. Ähnlich wurde der Wein umbestimmt. Am Sederabend wurde und wird der Wein mehrfach rituell getrunken. Jesus sagte: „Dies ist mein Blut“, „Blut des Herren“.

Anders als beim Sederabend in vorchristlichen Pessachzeiten, darüber ist sich die Forschung einig, wird in der Haggadah immer wieder die Matzah auf ihren Ursprung zurückgeführt: den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten, als Symbol für den Weg der Juden von der Sklaverei zur Freiheit – kein Weg zur metaphysischen Freiheit der „Auferstehung des Herren“, des jesuanischen Messiasreiches, zur Erlösung durch des Herren Kreuzestod, sondern zur nationalen, irdischen, physischen Freiheit; in biblischen Zeiten Wirklichkeit, in der Haggadah (bis zur Gründung des neuen Jüdischen Staates, Israel), jahrhundertlang scheinbar unerfüllbarer Wunsch.

Auch die Bedeutung des Weins wird immer wieder in der Haggadah auf die jüdischen Wurzeln zurückgeführt: auf Gott, der die Rebenfrucht schuf; als Symbol der Festlichkeit und Dankbarkeit Gott gegenüber, nicht seinem „Sohn“, den es aus jüdischer Sicht nicht gibt. Wie die Matzah führt der Wein in der Haggadah direkt zu Gott, während die Oblate-Matzah und ritueller Wein des Christenrituals zu Jesus führen.

Auch das Pessachlamm sei wörtlich zu verstehen, besteht die Haggadah. Das bedeutet unausgesprochen, aber jedem, der Jüdisches mit Christlichem diesbezüglich vergleicht: Das Pessachlamm ist ein Gott zu opferndes Lamm, wörtlich (doch in der Haggadah unausgesprochen) „agnus dei“ und nicht, im übertragenen Sinne, Gottes Sohn, der sich opfert, um die Erbsünde der Menschheit auf sich zu nehmen und zu sühnen.

Das Christentum verwendet von Anfang an jüdische Gebräuche und Symbole, die umgedeutet werden. Diesem Ansatz widersetzt sich das Neue Judentum, das obwohl (oder gerade weil) selbst erneuert, auf den zeitlos-urjüdischen Grundlagen beharrt: Gott ohne Sohn; Welt ohne Messias; Pessach nicht Ostern; nationale Freiheit, keine Auferstehung.

Vor vergleichbaren, nur impliziten, Eingeweihten leicht verständlichen Abgrenzungen zum Christentum quillt die Haggadah über. (Vgl. besonders Israel Jacob Yuval, *Two Nations in Your Womb, Perceptions of Jews and Christians*, hebräisch, Tel-Aviv 2000.) Seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert war noch mehr lebensrettende Vorsicht des neuen Judentums angebracht als vorher, denn durch Konstantin den Großen (Toleranzedikt von 313 n. Chr.) war diese Religion mit der Staatsmacht weitgehend identisch und seit 391 n. Chr. Staatsreligion.

Explizite Polemik wurde, weil lebensgefährlich, wenn überhaupt, nur selten geäußert, weder in der Haggadah noch im Talmud (vgl. Johann Maier, *Jesus von Nazareth in der talmudischen Überlieferung*, Darmstadt, 2. Auflage 1992). Als „die“ jüdisch antichristliche (höchst unappetitliche) Streitschrift schlechthin gilt „Toldot

Jeschu“ („Das jüdische Leben Jesu“, kritisch hrsg., eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Brigitta Callsen u.a., München 2003). Die älteste Fassung sei „Ende des 3. Jahrhunderts“ entstanden, resümiert die Forschung.

Die Kräfteverhältnisse zwischen Juden und Christen hatten sich dramatisch verändert. Ebenso dramatisch änderte sich das Verhältnis und Verständnis beider Religionen zu Kraft, Gewalt, und Macht. Versuchen wir einen Galoppritt durch zweitausend Jahre jüdisch-christlicher Gewalt- und Macht-Theologie.

Mit Gott verband das alte Judentum Güte. Dieser Gott der Güte galt aber auch als Gott der Kraft, Macht, Gewalt. Der „Herr der Heerscharen“ („Adonai Zewaoth“, Zawah = Streitmacht, Heer, Armee) hatte die Kinder Israels stets gegen „das Böse“, zum Beispiel aus und gegen Ägypten gerettet und in die Freiheit geführt, „mit“, man erinnere sich an die Thora, „starker Hand und ausgestrecktem Arm“. Keine Rettung gab es vor der Zerstörung des Zweiten Tempels, der, anders als nach dem Ende der Ersten Tempelära, lange keine Rückkehr ins Gelobte Land, in die Freiheit, folgte. Gewiss, Tempel-Zerstörung und Diaspora-Zerstreuung wurden als „Gottes gerechte Strafe“ für „die Sünden Israels“ im Sinne der prophetischen Vorhersage interpretiert, aber der Gott der Heerscharen schien mit „seinen Juden“, seinem „Auserwählten Volk“, Christentum und Islam gegenüber, die deutlich schwächeren „Divisionen“ ausgewählt und aufgeboten zu haben.

Aktiv gestalten konnten die Juden seit dem Siegeszug von Christentum und Islam ihr Schicksal nicht, sie mussten es passiv hinnehmen, erdulden, erleiden. Und Gott schaute offenbar zu. Hatte er sich aus Welt und Schöpfung zurückgezogen? Jedenfalls schien er sich „eingezogen“ zu haben, hebräisch: „hu hitztamtzen“, wörtlich übersetzt: er zog sich ein, zog sich zusammen, schrumpfte in sich zusammen. Die jüdische Mystik, die „Kabbala“ (die ihre Hochzeit am Ende des 13. Jahrhunderts erreichte), prägte für diese neu jüdische Gottessicht folgerichtig den Begriff „Zimzum“, Zusammenschrumpfung, die Zusammenschrumpfung Gottes. Die jüdische Holocaust-„Theologie“ argumentiert nicht selten mit diesem Gottesverständnis, wenn gefragt wird: „Warum Auschwitz?“ Brillant hierzu der Text von Hans Jonas („Der Gottesbegriff nach Auschwitz“, Frankfurt am Main 1987.)

Zionismus und Staat Israel leiteten nach knapp zweitausend Jahren zunächst eine politische, dann auch „theologische“ Wende ein: Juden nahmen ihr Schicksal wieder in die eigene Hand. Und sie hatten Erfolg. Anders als von den Propheten vorhergesagt, begann die „Rückkehr nach Zion“ ohne und vor dem Eintreffen des Messias. Genau hier setzte die radikalorthodoxe „theologische“ Kritik bereits seit Gründung der Zionistischen Bewegung (1897) an: Geschichte, so die radikalorthodoxe Weltansicht, sei zunächst und vor allem Heilsgeschichte, sei „Gottes und nicht Menschen Werk“. Wenn und indem der Mensch in Gottes Werk eingreife, frevle er. Deshalb sei „Zionismus Gotteslästerung“. Das ist der Grund, weshalb sich noch heute eine radikalorthodoxe Minderheit weigert, im und mit dem „zionistischen Staat Israel“ zusammenzuarbeiten,

ja, sogar mit den Feinden Israels, seinerzeit Arafat zu Beispiel, gemeinsam zu agieren. Wie gesagt, die Minderheit einer Minderheit. Die große Mehrheit der orthodoxen Minderheit schloss sich, besonders seit den Eroberungen des Sechstagekrieges (Juni 1967), der aktivistischen Weltsicht und Politik der israelisch-jüdischen Mehrheit an: Sie wartet territorial- und palästinenserpolitisch nicht auf Gottes „starke Hand und ausgestreckten Arm“ und stützt sich weniger auf „Adonai Zewaoth“ als auf Zewah Hagana Ielsraels, das Militär des vermeintlich „gotteslästerlichen“ jüdischen Staates.

Nun rasen wir – wieder vereinfachend – durch zweitausend Jahre christlicher Gewalt- und Macht-Theologie. Am Anfang stand der „Zimzum“ des Gottessohnes. Weshalb sollte der kabbalistische Begriff für den Kreuzestod, für die „Passion Christi“ falsch sein? Seit spätrömischer Zeit, dann vor allem in den Kreuzzügen sahen Christen den „starken Arm“ und die nun ihnen „ausgestreckte Hand“ des starken Gottes, der, so sahen sie es, Juden und Muslimen zürnte, sie besiegen, unterdrücken, verfolgen, ja, vernichten half. Wir alle kennen die Skulpturen der „Ecclesia Triumphans“, „Synagoga Victa“ – das mittelalterliche Bild, beispielsweise im Bamberger Dom.

Auch die neuzeitliche Verweltlichung bzw. Säkularisierung stand politisch im Zeichen christlich abendländischer Macht, zu der Imperialismus und Kolonialismus gehörten – nicht zuletzt zu schwacher (wenn überhaupt vorhandener) Widerstand gegen die Barbarei von Holocaust und Weltkrieg. Deshalb und danach der Wendepunkt: Rückbesinnung auf die eigentlich christlichen Werte, die Werte des „Christus“: Sanftheit, Friedfertigkeit, Gewaltlosigkeit, Kraft durch Schwäche. Eine Entwicklung, die Katholiken und Protestanten in unterschiedlichem Tempo nach 1945 einleiteten.

In genau dieser Phase „nach Auschwitz“, der – „machttheologisch“ betrachtet – Rückbesinnung der Christen auf christliche Frühwerte, hatten sich „die Juden“, motiviert durch die Erfolge von Zionismus und Staat Israel – noch einmal wollten sie sich nicht wie „Gotteslämmer“ schlachten lassen – auf ihre alte Tradition zurückbesonnen: auf den Starken Gott, Adonai Zewaoth, der. So sehen sie es, nun Zewah Hagana Ielsrael, Israels Militär zur Seite steht.

Ist es paradox, wenn man die Entwicklung so bilanziert? Vom Frühchristentum (nach Jesu' Tod) bzw. seit der Zerstörung des Zweiten Tempels bis zum Holocaust wurde das Christentum immer „jüdischer“, das Judentum immer „christlicher“. Sie wechselten ihre Positionen und Rollen, näher kamen sie sich nicht. Nach 1945 erneuter Rollen- und Positionswechsel, keine inhaltliche Nähe, die mehr oder weniger gleiche Entfernung.

Die historisch-theologische Darstellung sei geistesgeschichtlich ergänzt. Wenn wir unter „Kultur“ nicht nur Literatur, Bildende Kunst und Musik, sondern den Geist einer Gemeinschaft verstehen, zählt auch das Rechtsverständnis zur „Kultur“.

Meine These: Die Kultur „Europas“, verstanden als das **Rechtsverständnis** des christlich abendländischen Europas ist eher „jüdisch“ als „christlich“.

„Jüdisches“ Rechtsverständnis sei, durchaus im Sinne des europäischen Volksmunds und Jesus' verstanden als „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (Exodus, 21, 24) wenngleich es nicht nur im Neuen Testament (Markus 12,31; Matthäus 22,39; Lukas 10,27), sondern auch im Alten Testament (Leviticus 19,18) heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

„Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst.“ Diesen erheblich weitergehenden, normativen Appell finden wir im Brief des Judenchristen Barnabas Kapitel 19/108. Fachleute streiten darüber, ob er 60 n. Chr. oder um 130 n. Chr. entstand. Viel wichtiger als das akademische Glasperlenspiel ist die Tatsache, dass dieses sozusagen transjüdische bzw. das Judentum überschreitende Gebot nicht in die kanonisierte Fassung des Neuen Testamentes aufgenommen wurde.

„Christlich“ sei hier im Sinne der Bergpredigt, also im Sinne Jesus' „als Christus“ (Matthäus 5,38-42) verstanden: „Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.“

Wer wäre nicht von dieser Gedanken-, Wort- und Sprachgewalt Jesus' nicht überwältigt? Wer würde, nicht, erst recht nach diesen Worten, „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ als „Geist der Rache und Vergeltung“ betrachten?

Ich verzichte auf rechtshistorische Exkurse, ich bilanziere sie und sage: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ bedeutet: Die Strafe darf nicht härter als die Tat sein. Anders formuliert: Nicht Vergeltung, sondern die Verhältnismäßigkeit von Tat und Strafe sei Maß und Ziel des Rechtsverständnisses. Historisch empirisch stellen wir fest: Genau dieses Verständnis der Verhältnismäßigkeit von Strafmaß und Straftat kennzeichnet das reale Rechtsverständnis des christlichen Abendlands.

Das wiederum bedeutet: Das reale Rechtsverständnis des christlichen Abendlands ist eher „jüdisch“ als „christlich“. So viel, in der gebotenen Kürze, zu diesem Beitrag der Juden zur Kultur Europas. Wahr. Auch unerwartet? Nicht für diejenigen, die – ob Christen, Juden und Muslime – das Neue Testament und andere frühchristliche Schriften aufmerksam und zugleich respektvoll lesen.

Die Frage „**Frieden oder Krieg?**“ hängt eng mit dem Rechtsverständnis zusammen. Auch hier ist das christlich abendländische Europa viel „jüdischer“ bzw. „militanter“ als üblicherweise angenommen. Christen halten unserer biblisch „jüdischen Militanz“ (von der man in der Geschichte des europäischen Judentums so gut wie nichts, vom Opfer „christlicher“ Militanz alles bemerkte) den „Geist der Bergpredigt“ entgegen. Vor und während des Krieges der USA gegen den Irak, 2002/2003, erfuhren wir Juden dies einmal mehr.

Gerade weil und wenn wir als Juden das Christentum nicht ächten, sondern achten und echt religiös argumentieren wollen, erinnern wir unsere christlichen Freunde an die Grundlagen des Christentums: Jesus verstand sein Wirken heilsgeschichtlich und nicht

politisch-geschichtlich! Der Kreuzestod, den Jesus auf sich nahm, war politisch eine totale Niederlage. Daran lässt das Neue Testament keinen Zweifel; so wenig wie am heilsgeschichtlichen Triumph – wegen der Auferstehung, Ostern also. Ohne jene politische Niederlage kein heilsgeschichtlicher Triumph, kein Osterfest. „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wenn es von dieser Welt wäre, würden meine Leute kämpfen“, entgegnet Jesus dem „Politiker“ Pontius Pilatus (Johannes, 18,36). Wer als Christ das Christentum in die Politik dieser Welt hinab- oder hineinzertrt, verzerrt das Christentum.

Unsere christlichen Freunde seien auch daran erinnert, dass Jesus als „Agnus Dei“, als Opferlamm, das die Sünden der Menschen auf sich nimmt, durchaus in der jüdischen Tradition des Jom-Kippur-Rituals vom „Sündenbock“ zur Zeit des Jerusalemer Tempels stand; übrigens auch in der Tradition der Opferung Isaaks: Hier Abraham und Isaak, dort „Gottvater“ und Jesus. Die christliche Variante ist jenseitiger. Das beweist auch, neben viele anderen Belegen, der Erste Brief des Petrus (3, 16-18): „Es ist besser, wenn ihr – so es denn Gottes Wille ist – leiden müsst, obwohl ihr Gutes getan habt, als wenn ihr aufgrund von Missetaten leiden müsstet. Denn auch der Messias ihr einmal für Sünden gestorben, unschuldig, ganz gerecht, in Stellvertretung für die Ungerechten. Sein Ziel war es, euch zu Gott zu führen. Als Sterblicher Mensch erlitt er den Tod, doch durch Gottes Heiligen Geist wurde er wieder lebendig gemacht.“

Dieses „Königreich“ dieser Welt, ist das Reich der Politiker. Sie können gar nicht „im Geist der Bergpredigt“ oder im Geist des Ersten Petrusbriefes handeln, denn sie tragen hier und heute die politische und nicht heilsgeschichtliche Verantwortung für ihre Bürger. Nähmen sie, wie Jesus, ihren und ihrer Bürger Tod auf sich, dächten und handelten sie unverantwortlich. Sie denken und handeln, im Klischee formuliert, eher biblisch „jüdisch“ als „christlich“, während politisierende Christen das Reich ihres Herren verlassen, auch wenn sie sich auf ihn berufen.

Anders als für die Kirchenvertreter und zeitgeistige Europäer, seien sie gläubig ausübende oder nur geborene Christen, ist für uns Juden Krieg auch nicht nur verderblich. Die Entmachtung Arafats wäre ohne israelische Gegengewalt zum Terror der el-Akza-Intifadah unmöglich. Den Ausgang des Zweiten Weltkriegs betrachten wir als Rettung, und die amerikanische Besetzung des Irak schreckt uns – bei aller Bewunderung für den großen und großartigen Papst Johannes Paul II – so wenig ab wie die Okkupation Deutschlands nach 1945. Sie führte (unter Regie der Amerikaner) zur bundesdeutschen Demokratie. Warum sollte es mit Hilfe der USA keine demokratische Bundesrepublik Irak geben? Noch ist das Ende dieser Geschichte noch nicht abzusehen, weder so noch anders.

Sehr wohl absehbar und feststellbar ist dies: Für lange Zeit bleiben Juden und Christen, trotz aufrichtiger Annäherungsversuche und der teils gelungen geschichtspolitischen Brückenschläge, theologisch, besonders macht- und

gewalttheologisch, in ihren Bildern von „Gott und der Welt“ Lichtjahre voneinander entfernt.